Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 34 (1966)
Heft: 9

Artikel: Freundliche Vision
Autor: Birken, Heinz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-569551

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Freundliche Vision

Zuerst, als ich ihn über die sonnenhelle Weite des Schlossplatzes kommen sah, hielt ich ihn für einen sechzehn-, siebzehnjährigen Schüler. Er trug ein weisses Sporthemd mit hochgerollten Aermeln, eine kurze blaue Samthose, weisse Söckchen, Sandalen. Unter dem linken Arm trug er eine braune Büchermappe gegen die Hüfte gestützt. Mit festen, federnden Schritten kam er näher, schmalhüftig, mit schlanken, hohen Beinen, kam direkt auf die Terrasse zu. Ich rührte mein Eis nicht mehr an, lehnte mich ein wenig seitlich in meinen Stuhl, um besser über die Brüstung schauen zu können. Mein Blut fing an zu singen, eines Lobgesanges Lobgesang, — nur immer die gleichen wenigen Worte: «Ich danke dir, Gott, dass dieser so schön ist! Ich danke dir, Gott, dass dieser so schön ist!»

Nun war er nahe heran. Dicht unter mir schritt er der Treppe zu. Er wandte den Kopf, sein Blick glitt über mich hin. Welch ein Haupt, welch ein Antlitz! Nie, schien mir, hatte ich beides vollkommener und edler gesehen! War es möglich, dass dieser ein Sohn irdischer Eltern war? O ihr Götter, — und solch ein Anblick mir!

Mit leichtem Sprung nahm der Jüngling die beiden Stufen und sah sich suchend um. Mehrere Plätze in seiner Nähe waren frei, sogar eins der Tischchen, ein wenig im Hintergrund, ganz unbesetzt. Er zögerte bei der Wahl, blickte zur Seite, zu mir herüber, lächelte, glaube ich, und kam. Das Blut rauschte in meinen Ohren, dass es dröhnte wie Orgelton. Er verneigte sich leicht, ich hörte seine Stimme, eine dunkle, tönende Stimme, und nickte nur stumm. Ein leises Lächeln spielte um seinen blühenden Mund, seine dunklen Augen waren von betörendem Glanz. Sein schwarzes welliges Haar war nach hinten gekämmt. Er zog den Stuhl zurück und setzte sich mit einem kleinen Abstand vom Tisch, das Gesicht der weiten Fläche des Schlossplatzes zugewandt. Jede seiner Bewegungen war von bezaubernder Anmut, ihm selbst natürlich unbewusst. Es lag nichts Weiches darin; alles war fest und klar, männlich und herb. Die Entfernung hatte durchaus nichts vorgegaukelt: er war in der Nähe noch schöner, als man begreifen konnte. Doch war er sicherlich älter, als ich geschätzt hatte, Anfang zwanzig wahrscheinlich, und nicht Schüler, sondern Student. Ich konnte ihn jetzt von der Seite sehen, die ganze Gestalt, von den Sandalen und Socken über die sonnengebräunten Beine mit dem Flaum der schimmernden Härchen, über die knapp anliegende Hose, das schneeweisse Sporthemd, das er, jungenhaft unbekümmert, offen trug, so dass die braune glänzende Brust zu sehen war, über der, wie aus Bronze gegossen, der Hals mit dem Götterkopf aufstieg.

Ein Kellner kam lautlos herbei, fragte nach seinen Wünschen. Der Schöne sah zu meinem Becher herüber und bestellte ebenfalls Eis. Wer mochte er sein? Wie würde er heissen? Was konnte ich sagen, ihn fragen, um ins Gespräch mit ihm zu kommen? Ich musste versuchen, mit ihm in Verbindung zu treten; er durfte nicht einfach wieder verschwinden, als wäre er nie gewesen! Er war das Geschenk, von Gott mir gegeben in meine verzweifelte Einsamkeit . . .

Später, nach Wochen einmal, erzählte ich ihm, wie mir an jenem Vormittag auf der Terrasse des Schloss-Restaurants zumute gewesen war, wie ich gehofft und gefürchtet hatte und schliesslich doch alles so einfach und selbstverständlich gewesen war. Nun wohnte er bei mir, Ronald Ritter, der Schöne, der Sohn südlicher Götter oder vor vielen begnadeter irdischer Eltern. Und alles passte zu

ihm, entsprach seiner Erscheinung: sein Name und dass er Student und zweiundzwanzig Jahre alt war.

Wie war mein Leben durch ihn verwandelt worden! Früh schon, am Morgen begann es! Vorbei war das grübelnde Träumen im Bett vor dem Aufstehen, das immer so schwer fiel. Punkt sechs Uhr klopfte es an der Tür meines Schlafzimmers, das von seinem durch einen Wohnraum getrennt war. Und war ich nicht im gleichen Moment hoch, stand er im Zimmer, strahlend mit seinen mich ständig von neuem verzaubernden Augen und dem begeisternden Jungenlachen, leuchtend in brauner, blühender Nacktheit. Mit Indianergebrüll stürzte er auf mich zu, mein Deckbett flog fort, und war ich nicht flink auf den Beinen, konnte es mir passieren, dass ich samt Schlafanzug nebenan in der Wanne lag und Wasser von oben mich strömend umbrauste. Ich wehrte mich, zappelte, schrie: «Ronald, halt ein! Bist du verrückt? Ich kündige dir, ich schmeiss dich hinaus!» Er jauchzte und sang, dass seine schneeweissen Zähne blitzten: «Schmeiss mich nur raus, alter Griesgram, schmeiss mich nur raus, Alterchen!» «Ich bin kein Alterchen», entrüstete ich mich, «kaum zehn Jahre älter als du!» «Weiss ich, weiss ich, Peterle, aber nur durch mich bist du so jung! Ohne mich bist du ein Mummelgreis!» Ach, ich war machtlos gegen sein Mundwerk!

Triefend vor Nässe rannte er hinaus in den Garten, der durch die hohe Mauer jeglicher Einsicht entzogen ist, ich hinterher. Ein Rundlauf über verschlungene Wege, durch taunasse Büsche, und auf dem Rasen, im Licht der steigenden Sonne. Gymnastik, bis ich erschöpft und erschlagen war. Zum Frühstück hatten wir stets viel Zeit und machten täglich ein neues funkelndes Fest daraus. Dann ging Ronald meistens zu seinen Vorlesungen und ich in meine Anwaltspraxis. Wie war die manchmal vertrocknet und staubig gewesen und hatte mich oft schon nach wenigen Stunden mürbe und müde gemacht. Jetzt kam es mir vor, als läge ein heimliches Blitzen darauf wie von fröhlich tanzenden Sonnenfunken; oder kam das daher, dass mein Herz ununterbrochen «Ronald, Ronald, Ronald» sang? Nachmittags hatten wir hin und wieder Zeit füreinander, besuchten Ausstellungen und Museen, machten Ausflüge in die nahe Umgebung, sassen, verstohlen uns zunikkend, auf der kleinen Terrasse des Schloss-Restaurants, an dem gleichen Tisch, an dem uns ein Gott zusammengeführt hatte, oder waren zu Hause, lesend, ohne viel Worte, beglückt schon allein durch unser Beisammensein. Abends waren wir öfters im Theater oder auch im Kino, oder plauderten gern daheim über Dichter und ihre Bücher, stritten uns wohl auch mal, dass die Köpfe rauchten, — es war ein herrlicher Spass! Sonnabendsonntag waren wir meistens fort, in den grossen Wäldern, am Strom, schliefen in einfachen Dorfgasthäusern, badeten, kochten ab, spielten Ball, trieben unentwegt Unfug. Zur Nacht ein guter Händedruck, ein leises Streicheln seines seidigen Haares durch meine zärtliche Hand, ein kurzes Anschmiegen seines Kopfes an meine Schulter, und dann bin ich wieder allein, träume ein Weilchen glücklich noch vor mich hin, weiss mir den Freund in der Nähe und sinke, sein Bild im Herzen und seinen Namen auf den Lippen, in tiefen, traumlosen, köstlichen Schlummer. Niemals bin ich nach dem Gutenachtkuss zu ihm gegangen, niemals bisher kam er zu mir. Doch einmal, eines Abends, vielleicht, öffnet sich eine Tür . . .

*

Der Kellner kam lautlos herbei, brachte das Eis, kassierte und ging. Der Jüngling sah mich an und lächelte. Er lehnte sich etwas zurück und löffelte mit Behagen die kühle Erfrischung. Sein Blick ging über den weiten, sonnedurchfluteten Platz. Das Herz schlug mir schwer bis zum Hals. Mit beiden Händen umklam-

merte ich die Armlehnen meines Stuhles und wusste mir keinen Rat. Plötzlich fuhren wir beide hoch durch ein klingendes Lachen. Ich sank wie versteinert zurück, der junge Gott aber sprang strahlend auf und ergriff zwei sich ihm hinstreckende Hände. «Bettina, Kind, Liebes, ist das schön! Ich erwartete dich erst in zwanzig Minuten, komm, setz dich!» Das junge, bildhübsche Mädchen, im weiten, hellen, duftigen Sommerkleid, mit frischem, offenem Gesicht unter kastanienbraunen, in der Mitte gescheiteltem Haar, wehrte ab. «Danke, Herwart, lass uns lieber gleich gehen. Dann kriegen wir noch den Dampfer zur Schleuse, darum habe ich mich so beeilt.» Herwart sah einen Augenblick auf seinen Eisbecher, nickte mir dann lachend zu und folgte ihr rasch, die schon zwischen den Stühlen davonging. Ich sah den Schönen entschwinden, die Göttergestalt, die mich berauscht hatte wie köstlicher Wein. Ich sah seine schlanken braunen Beine, die schmalen Hüften, den stolzen Rücken, die breiten Schultern, den wunderbaren Kopf mit dem schwarzen welligen Haar und sass wie erstarrt in meiner verzweifelten Einsamkeit. Doch ununterbrochen sang es in meinem Herzen, dunkel und fast wie Schluchzen: «Ich danke, Gott, dass jener so schön ist! Ich danke dir, Gott, dass jener so schön ist!»

Heinz Birken.

Ein neues Buch

ENZIO HAUSER: «Zuletzt im Hafen von Neapel». Erzählungen.
Augarten Verlag: Stephan Szabo, Wien. — 60.— S.

Dem Autor Enzio Hauser gerecht zu werden, ist keine leichte Sache. Man muss ihm bestätigen, dass er ein grosser Prosadichter und «lyrischer Maler» der menschlichen Seele ist. Umsomehr ist man dann überrascht, feststellen zu müssen, dass man ob seinen Erzählungen sehr unfroh ist, ja sie teilweise ablehnend verurteilen muss.

Dies Urteil ist schon bei der ersten Erzählung: «Auch wenn die Götter schweigen» gerechtfertigt, spielt sich die Handlung nur unter Strich und kriminellen Elementen ab. Ich kann den Verdacht nicht los werden, dass der Autor Gefallen an der s.m. Geschmackslinie findet, und sich so stark mit dem Genre von Genet's Werken identifizieren möchte, infolge seiner Noblesse unerer Minderheit gegenüber aber auf halbem Wege stecken bleibt.

So bedauert man sehr, dass der äusserst sympathisch gezeichnete Adrian nur in den Händen von bisexuellen Zuhältern und Strich-Elementen Befriedigung findet, und so mit Freuden körperliches und seelisches Leid entgegen nimmt. Nachdem sein Boss mit knapper Not der polizeilichen Verhaftung entgehen kann, reist Adrian nach Venedig, wo er durch einen Gondoliere weiterhin mit Freuden körperlichen Missbrauch über sich ergehen lässt. Sollte der Autor dieser Geschmacksrichtung in weiteren Werken treu bleiben, möchte ich ihm dringend empfehlen seine Hauptperson nicht dem reinen, bürgerlichen Milieu zu entlehnen, sondern sie in seinen Ganoven und Gangster-Bezirken zu suchen; er erweist unserer Minderheit in den Augen der Oeffentlichkeit so einen schlechten Dienst.

Mit grossem Erstaunen muss man weiter feststellen, dass die Titelerzählung des Buches die gleiche ist, die vor eineinhalb Jahren unter der Bezeichnung «Die Welt, die ich war» erschienen ist. Warum der Autor unter anderem Titel diese Geschichte dem Leser nochmals nahe bringen will, ist sehr schleierhaft. Der Rezensent verweist hierfür auf die Besprechung, die im Kreisheft No. 4/1965 erschienen ist, und der er nichts weiteres mehr beizufügen hat.

Christian Helder